

## 10. Schule

aus: Ivan Illich, in den Flüssen nördlich der Zukunft,  
München 2006.

Die Frage, die wir hier sondieren, die Frage nach dem Ursprung und dem Einfluss der von der Kirche hervorgebrachten Macht, hat eine Geschichte in meinem eigenen Leben. Sie wurde mir als ein Mysterium bewusst, in das ich Ende der 1950er Jahre ein wenig eindringen wollte. In dieser Zeit war ich Rektor der katholischen Universität von Ponce in Puerto Rico. Und es traf sich, dass der Mann, der dann zwei Jahre später der Chefplaner des State Department für John F. Kennedys «Allianz für den Fortschritt» in Lateinamerika wurde, damals Präsident des Erziehungsrates der Insel war.<sup>1</sup> Er war irgendwo unterwegs, und ich fungierte als sein Vertreter. Die Verwaltungs- und Beratungsmacht, die damit verbunden war, begann mich zunehmend zu beunruhigen. Macht ist immer etwas gewesen, das mir Sorgen machte, nicht, weil ich sie ablehnte, sondern wegen ihres zweideutigen Beigeschmacks. Und als ich für diese kleine Insel Puerto Rico die Macht in Erziehungsangelegenheiten hatte, musste ich mich selbst fragen: Womit habe ich es hier zu tun?

Soweit ich weiß, war bis dahin die Prozedur der Beschulung noch nie zum Untersuchungsgegenstand in Geschichte, Anthropologie oder den Sozialwissenschaften im Allgemeinen gemacht worden. Niemand hatte es der Mühe wert gehalten, den Ursprung der seltsamen Annahme zu erforschen, dass Menschen mit dem Bedürfnis nach Beschulung auf die Welt kommen. Aber im Gespräch mit einem Freund und Kollegen namens Everett Reimer<sup>2</sup> kam diese Frage auf, und schließlich begannen wir zu fragen: Was ist Beschulung? Wir versuchten also, die Institution in rein formaler Hinsicht zu betrachten und von den Absichten der Menschen in Bezug auf Erziehung abzusehen. Wir definierten als Schule jede feste Einrichtung, die für einen Mindestzeitraum von fünf Jahren Gruppen von mehr als fünfzehn und weniger als fünfzig in ungefähr dem gleichen Alter um eine Person versammelt, die viel längere Zeit in solchen Zusammenkünften zugebracht hat als sie. Und wir bemerkten, dass – wo immer wir uns das in der Welt anschauten – Beschulung die Abfolge von vier solchen Perioden zu umfassen schien, jede davon so eingerichtet, dass immer mehr Menschen ausgeschieden werden. Viermal in diesem Kreis herum und du erlangst gesellschaftliche Privilegien.

Damals fragte ich mich: Was ist das? Ich hatte mich gründlich mit dem Anthropologen Max Gluckman beschäftigt, der afrikanische Rituale untersucht hatte.<sup>3</sup> Und ich begann mich zu fragen, was geschehen würde, wenn ich die Schule nicht als soziale Institution oder Dienstleistungseinrichtung, sondern als Ritual betrachtete. Gluckman definiert das Ritual als jede gut etablierte Benehmensform, welche die daran Beteiligten zu einer bestimmten Überzeugung führt. Eine Prozedur, deren imaginiertes Ziel es den Teilnehmern erlaubt, davon abzusehen, was sie tatsächlich tun, das heißt: die Erwartung, dass der Regentanz Regen bringen wird, blendet die sozialen Kosten der Organisation des Regentanzes aus und gibt den Tänzern das Gefühl, sie müssten, wenn der Regen nicht kommt, nur noch umso angestrebter tanzen. Mit anderen Worten: Rituale haben die Eigenschaft, bei den daran Beteiligten eine zähe Anhänglichkeit an Überzeugungen zu bewirken, die in sich hochgradig widersprüchlich sind, sodass in gewisser Weise die Anhänglichkeit an diese Überzeugung stärker ist als die Fähigkeit der meisten Menschen, das, was sie glauben, in Frage zu stellen.

Aber als Ritual ist Beschulung etwas ganz Neues. Wir wissen von Regentänzen bei manchen Völkern im Südwesten der Vereinigten Staaten und bei einigen Stammesvölkern in Indien und ich weiß nicht wo noch, aber ich kenne keinen Regentanz, den es weltweit gibt. Missionare haben in wenigen Generationen die Institution der Schule in jeden Winkel der Welt gebracht, und ihre Prozeduren werden von den Inuit ebenso befolgt wie von Menschen in Holland oder in Westchester, dem Nobelviertel von New York. Ich musste mich also plötzlich fragen: Gibt es irgendeinen Präzedenzfall für die erfolgreiche Verbreitung dieses Rituals überall auf der Welt? Ein Ritual, das nach und nach für selbstverständlich gehalten wurde und das eine Überzeugung, einen Mythos hervorgebracht hat, der zu einer Glaubenssache geworden ist – trotz des starken Widerspruchs angesichts seiner offensichtlich schädlichen Wirkungen.

Die Beschulung wurde in diesen Jahren, in der Ära vor Kennedy, als ein Weg proklamiert, auf dem sich Gleichheit in und zwischen Nationen herstellen ließe – eine unerfüllbare Hoffnung, wie die Bilanzen jedes Landes zeigen –; aber man hielt hartnäckig und hörig an dieser Hoffnung fest. Als ich später meinem Freund und Nachbarn Erich Fromm von meiner Idee der Beschulung als Ritual, als Mythen schaffendes Ritual, berichtete, war er so entsetzt, dass er mich zwei oder drei

Wochen nicht sehen wollte. Der große Psycho- und Sozialanalytiker, der als alter Mann immer noch eine rote Nelke trug, um seine sozialistische Haltung zu demonstrieren, wollte nicht akzeptieren, dass jemand seine geheiligte Institution profanierte.

Mein Versuch, über moderne Institutionen in Begriffen des Rituals zu sprechen, deckte sich in den frühen 1960er Jahren mit dem wachsenden Bewusstsein unter Sozialwissenschaftlern, wonach Institutionen sowohl positive als auch negative Konsequenzen haben und die Einführung von Schulen oder moderner Medizin in Gegenden, die man für entwicklungsbedürftig hielt, unvermeidlich negative Auswirkungen hatte. Diese Sozialwissenschaftler hielten Beschulung für eine Technik, deren Effektivität es zu bewerten galt. Ich schlug vor, sie als Ritual zu analysieren, denn nur dann wird einsichtig, dass die wesentliche Wirkung dieser Institutionen darin liegt, in den Menschen die tiefe Überzeugung zu verankern, das, was mit Hilfe des Schulunterrichts scheinbar erreicht werden soll, sei notwendig und gut. Von Innen her lässt sich das nicht erkennen, ebensowenig wenn man die Gegenwart «im Schatten der Zukunft» betrachtet, wie Zygmunt Bauman so wunderbar sagt.<sup>4</sup> Hilfreich ist eine solide Verankerung in der Vergangenheit. Stellt man sich vor, mit einem Freund im 17. oder im 12. Jahrhundert oder in der Antike über moderne Institutionen zu sprechen, wird man leichter begreifen, wie intensiv diese ritualisiert sind. Rituale erzeugen Glaubensgewissheiten, deshalb spreche ich von *mythopoiesis*, wobei *poiesis* das griechische Wort für «machen» oder «erzeugen» oder «schaffen» ist: ein Mythen schaffendes Ritual.

Auf meinem Weg zu dieser eigenartigen, befremdlichen und fragwürdigen Sicht, die mich zwanzig Jahre lang in meinem intensiven Nachdenken über die Wirkung von Entwicklung begleitete, hatte ich mehr Beistand als nur die Studien von Max Gluckman. Als ich Präsident der Kommission wurde, die alle Erziehungsangelegenheiten in Puerto Rico regelte, war ich kein Sozialwissenschaftler, nicht einmal ein übler Kiebitz der Sozialwissenschaften. Man hatte einen Mann berufen, der neben Geschichte und Philosophie auch Theologie studiert hatte, römisch-katholische Theologie der traditionellsten und, wenn man so will, etwas obskuranten Art, die aber, wenn man sie ordentlich betrieb, dem Studierenden eine ungewöhnlich solide Grundlage im Hinblick auf die antiken und christlichen Klassiker abverlangte: die Kirchenväter, die Scholastiker und die geistlichen Meister.

Und bei meinem Studium der Theologie, die der Versuch ist, die Botschaft des Evangeliums mit dem Intellekt zu durchdringen, interessierte mich ein Gebiet ganz besonders. Du wirst im Verlauf unseres Gesprächs die Spuren davon bemerkt haben. Es heißt Ekklesiologie, also das theologische Studium jener Entität, die man «die Kirche» nennt. Man kann die Kirche als ein historisches Phänomen untersuchen, und das haben wir hier immer wieder getan. Aber man kann sie auch aus der Perspektive des Glaubens studieren als jemand, der an die neue Möglichkeit glaubt, einander so zu begegnen, wie es die Geschichte vom Samariter aufzeigt. Man kann die Kirche als ein Glaubensgeheimnis betrachten und Ekklesiologie als die Aufgabe, das Objekt des Glaubens zu untersuchen, das sich selbst Kirche nennt und als mystischen Leib Christi betrachtet, wobei «mystisch» gemeinschaftlich bedeutet.

Ein Zweig der Ekklesiologie ist das Studium der Liturgie. Diese kann man studieren als Geschichte von Ritualen, von Volksprozessionen und Segnungen oder als Ästhetik von Altargerätschaften; in diesem Sinne gehört sie in die Mentalitätsgeschichte und die Geschichte der darstellenden Künste. Aber nicht in diesem Sinn gehört die Liturgie zur Ekklesiologie. Die Liturgie wird zu einem Teil der Ekklesiologie, wenn man das Ritual als den Schoß versteht, aus dem und in dem die Kirche in der Gegenwart entsteht. Es gehört zum unbestreitbaren Glauben christlicher Gemeinschaften der unterschiedlichsten Art, dass die Kirche als Gemeinschaft aus einem *symposion* hervorgeht, durch das gemeinsame Essen und Trinken in Erinnerung an das letzte Abendmahl, das Christus feierte und dem er eine eschatologische Bedeutung gab, also eine Bedeutung in Bezug auf die Zeit. Als er dieses Mahl feierte, rief er seinen Aposteln ins Bewusstsein, dass sie in gewissem Sinne etwas außerhalb der Zeit taten, etwas, das er mit ihnen im Haus des Vaters tun wollte, womit er das Jenseits meinte. Also ein Jenseits nicht nur nach der Auferstehung und der Himmelfahrt, sondern nach der *apokalypsis*, dem Ende der Welt, wie sie jetzt ist. Deshalb glauben die Christen – und diese Glaubensüberzeugung wird weithin geteilt, auch wenn sie verschiedene Religionsgemeinschaften unterschiedlich interpretieren –, dass die christliche Gemeinschaft durch das Teilen des Brotes zustande kommt. Dies ist eine *mythopoiesis*, ein Glauben schaffendes Ritual. Das Ritual tut mehr, als nur einen Glauben gegenwärtig zu machen, den wir bereits haben. Wenn wir diesen Glauben feiern, indem wir gemeinsam das Brot essen und den Geist im Friedenskuss, in der

*conspiratio*, von der wir sprachen, vermischen, dann entsteht eine soziale Entität. Diese Vorstellung war im ekklesiologischen Denken seit dem zweiten Jahrhundert gegenwärtig. Man könnte deshalb scherzhaft sagen: die Ekklesiologie ist eine Sozialwissenschaft, die zwanzigmal so alt ist wie die Soziologie, wenn ich den Anfang der Soziologie in der Zeit von Durkheim [1858–1917] und Weber [1864–1920] ansetze.

Dieser theologische und ekklesiologische Hintergrund nährte meine Vermutung, dass die weltweite Institution der Schule etwas mit der Kirche zu tun haben muss. Aber zuerst dachte ich, ich sei nur über eine vage Analogie gestolpert, nicht mehr. Doch über die Jahre, in denen ich zu verstehen versuchte, wie die Vorstellung aufkam, dass der Mensch verwaltete Offenbarungen braucht, um irgendetwas über irgendeinen Aspekt der Wirklichkeit zu wissen, und dass dies am besten in einem strikt organisierten Ritual geschieht, fragte ich mich, ob die Beziehung nicht viel enger und viel grundsätzlicher sein könnte. Warum sollte man glauben, dass Menschen dazu geboren sind, eine institutionelle Einweisung in die Wirklichkeit zu benötigen, in der sie ihre Pflichten als Bürger erfüllen müssen? Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat man meist behauptet, dass unser englisches Wort für Erziehung (*education*) vom lateinischen *educare* kommt, was «hinausführen» bedeutet. Aber als ich in den Wörterbüchern des klassischen Latein nachlas, fand ich einen Satz von Cicero, in dem er das Verb *educare* mit dem Säugen von Kleinkindern in Verbindung bringt: *Nutrix educat*, die Amme zieht die *Säuglinge* auf, sagt er. Für den Unterricht gebraucht er das Verb *docere* oder *instruere*. Also sah ich nach, wann *educare* zum ersten Mal mit einem männlichen Subjekt verbunden wurde. Und was fand ich? In den zweihundert Jahren nach Christus war das Subjekt immer weiblich und hatte saftige Brüste. Dann kam Tertullian, ein christlicher Bischof in Nordafrika, der – laut meinem dickleibigen lateinischen Wörterbuch – als Erster verkündete, dass Männer aufziehen, *educare*, weil Bischöfe Brüste haben, aus denen die Christen die Milch des Glaubens saugen.

Ich hatte nie viel von Erziehung gehalten, schon bevor das Schicksal mich in Puerto Rico in die oben beschriebene Situation brachte. Aber je mehr ich mir anschaute, was da vor sich ging, desto mehr wurde mir speiübel. Alle waren sich so sicher, dass sie zum Wohle dieser jungen und leicht beeindruckbaren Puertoricaner handelten. Ich konnte nicht anders, ich musste mir die Frage stellen: Wie sollte ich den Glauben interpretieren, dass Menschen Rituale dieser Art brauchen? Rituale nicht

nur, um zu brauchbaren Personen aufzuwachsen, sondern auch, um zu dem befähigt zu sein, was man damals «Bürgerschaft» nannte, also die grundlegende ethische und moralische Gesinnung, die nötig ist, um eine Gemeinschaft zu bilden. Ich wurde den Verdacht nicht los, dass ich hier vor der Säkularisierung eines katholischen Rituals stand. Die Kirche machte die Teilnahme an verschiedenen Ritualen zur Pflicht; sie stellte einen Plan von bestimmten Tagen auf, an denen der Besuch verlangt wurde, und definierte die Verletzung solcher Vorschriften als Sünde. Für den Klerus wurde das *breviarium*, die Kurzform der monastischen Gebete, auf dem Konzil von Trient [1545–1563] verpflichtend gemacht. Vom gewöhnlichen Christen wurde verlangt, jeden Sonntag zur Messe zu gehen – sonst käme er in die Hölle – und einmal im Jahr zur Beichte. Die Ausgestaltung dieser rechtlichen Organisation und die rechtliche Durchsetzung, die das Fernbleiben von den kirchlichen Diensten zur Sünde erklärte, ging unmittelbar der Epoche voraus, in der der Staat, der neue kirchenähnliche Staat, wie ich ihn schon genannt habe, seine eigenen Rituale einzuführen begann. Das Ritual, dem sich am leichtesten folgen lässt, ist Erziehung. Am Anfang steht die Vorstellung, der Mensch werde mit dem Bedürfnis geboren, dass ihm die Welt, in die er kommt, offenbart wird, und diese Offenbarung kann ihm nur durch anerkannte Katecheten, die man Lehrer nennt, verabreicht werden. Im weiteren nimmt das die unglaubliche Form von vier Jahren Grundschule, vier Jahren Mittelschule, vier Jahren Ober- und vier Jahren Hochschulbesuch an. Was die moderne Hochschule verlangt, ist der regelmäßige Besuch, das körperliche Dortsein, so wie bei der Messe Anwesenheit verlangt wird, was uns an eine Intensität des rituellen Verhaltens gewöhnt, für die ich keinen Präzedenzfall oder vergleichbare Beispiele in anderen Kulturen finde.

Ich möchte hier nicht mehr über Erziehung sagen, als notwendig ist, um zu zeigen, wie ich persönlich bei meinem Versuch vorgegangen bin, den Ursprung dieses Glaubens auszumachen, der anderen Gesellschaften unbekannt ist, nämlich des Glaubens, dass eine organisierte Institution vonnöten ist, um Menschen einen Begriff davon beizubringen, was für sie und ihre Gemeinschaft gut ist. Dass Wissen nicht mit dem Leben kommt, sondern durch *educatio*, die Milch der Weisheit, die aus den Brüsten einer Institution fließt.

In den früheren Gesprächen versuchte ich plausibel zu machen, dass die christliche Botschaft die Reichweite der Liebe sprengt, indem sie

uns einlädt, zu lieben, wen immer wir wählen. Daraus folgt eine neue Freiheit, ein neues Zutrauen in die eigene Freiheit. Ich habe auch zu zeigen versucht, dass diese neue Freiheit eine neue Art des Verrats möglich macht. Der Weg, der mich zu dieser Hypothese führte, ging aus von der Beobachtung des modernen Erziehungswahns und kam dann zum Schluß, dass dieser sich allein als Frucht von 2000 Jahren Institutionalisierung der katechetischen oder belehrenden Funktionen der christlichen Gemeinschaft erklären lässt, die uns glauben machte, nur durch ausdrückliche Belehrung und durch Rituale, in denen Belehrung einen wesentlichen Platz hat, könnten wir für die Gemeinschaft fit gemacht werden, in der wir leben sollten.

Begonnen hatte ich übrigens als Gläubiger, als eifriger Verfechter der Einführung des Gesetzes, das vorschrieb, dass jeder Puertoricaner mindestens fünf Jahre lang die Schule besuchen sollte. Ich hatte meine Unterstützung so weit getrieben, dass ich mich dagegen wandte, dass weiter öffentliche Gelder in die Universität flossen, bevor das öffentliche Erziehungssystem nicht genug Geld hatte, um dieses Gesetz umzusetzen. So wurde ich von einem Schulgläubigen zu einem Mann, der davon überzeugt ist, dass soziale Rituale und die Mythen, die sie hervorbringen, historisch untersucht werden müssen. Trotz meines Hinweises auf Max Gluckman will ich aber dringlich davor warnen, diese modernen Mythen allzu leicht mit vergangenen oder gegenwärtigen Mythen und Ritualen, die wir aus der Ethnologie kennen, gleichzusetzen oder als deren Analogie zu verstehen. Die Schule ist nicht einfach ein weiterer Regentanz. Sie ist ein Regentanz, dessen universelle Gültigkeit Erich Fromm so ernst nahm, dass er noch in hohem Alter zeitweilig mit einem seiner engsten Freunde brach. Als ich in den 1950er Jahren vor diesem insgesamt seltsamen und rätselhaften Phänomen stand, hatte ich noch keine Begriffe dafür. Foucault hatte noch nicht über epistemische Umbrüche geschrieben.<sup>5</sup> Aber heute würde ich sagen, dass ich über eine geschichtliche Wasserscheide nachdachte, deren Natur tiefgründiger war als das, was die meisten Historiker heute im Kopf haben, wenn sie die jetzt geäußerten Ausdrücke Wasserscheide, Umbruch und Durchbruch verwenden. Und ich glaube, dass ihr Ursprung im Versuch der Kirche liegt, das aufzunehmen, was als persönliche Berufung begonnen hatte – als ein Ruf an jeden – und es zu kontrollieren und abzusichern, indem man ihm diesseitige Stabilität und Dauerhaftigkeit verlieh.